

Anfang des Jahres versetzte die Vogelgrippe Deutschland in eine kollektive Panik. Sogar die Bundeswehr rückte aus, um das Virus an der Ausbreitung zu hindern. Und heute? Die Ställe sind offen, die Hühner wieder glücklich. Eine gespenstische Szenerie.

Oberschwaben, November 2006: Einige Hühner trotzen auf einem abschüssigen Grundstück dem kalten Herbstwind. Während die Hennen picken, behalten die Hähne den Himmel im Auge. Taucht ein Habicht auf, hasten alle eilig in den Stall. Aber sonst stört nichts das Idyll in der beschaulichen Landschaft. Freier Auslauf, so weit das Auge reicht.

Aber wieso freier Auslauf? Wo, bitte, sind eigentlich Vogelgrippe und Stallpflicht geblieben? Raste nicht vor einem Dreivierteljahr die Panik vor der angeblich gefährlichen Tierseuche durch das Land? Bevölkerten nicht Katastrophenschützer in grellen Schutzanzügen die Insel Rügen, um angeblich mit dem Virus H5N1 infizierte tote Vögel in Plastiksäcke zu stecken? Sah man nicht schon Millionen Menschen gefährdet, wenn der Erreger erst auf den Menschen überspränge? „Das Vogelgrippevirus (H5N1) könnte möglicherweise der Auslöser einer neuen Pandemie werden“, erklärte 2005 die Pharmafirma Roche, „mit bis zu sieben Millionen Todesopfern.“ Als das Virus am 16. Februar 2006 in Deutschland ankam, herrschte Katastrophenstimmung: Das Friedrich-Loeffler-Institut für Tiergesundheit auf der Insel Riems erklärte, H5N1 bei auf der benachbarten Insel Rügen verendeten Schwänen gefunden zu haben.

Ein Alptraum, gegen den es nur zwei Mittel zu geben schien: den staatlichen Großankauf von Antigrippemitteln wie Tamiflu und den Stubenarrest für Federvieh, damit es sich nicht bei Wildvögeln anstecken können. Angesichts der heute friedlich in Freiheit pickenden Hennen stellt sich die Frage: Was ist aus all dem geworden? Die Antwort: Aus dem Thema ist die Luft raus. Mehr noch: „Bei uns war die Luft nie drin“, behauptet gar Annelies Ilona Klug vom Bundesgesundheitsministerium. „Diese Panikmache haben wir nie mitgetragen.“

Tatsächlich will heute keiner mehr für die Folgen der Hysterie verantwortlich gemacht werden. Mit dem ab Oktober 2005 wiederholt verordneten Hausarrest für Federvieh wurde die Freilandhaltung von Geflügel in Deutschland vorerst handstreichartig abgeschafft. Mit der Begründung Vogelgrippe war aus frei laufendem Geflügel eingesperrtes Geflügel geworden. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Bei einer Umfrage des Zentralverbands der europäischen Laufenthalter (ZEL) kam heraus: 72 Prozent der Halter beobachteten „eine Verschlechterung des Allgemeinzustands ihrer Tiere“. In 34 Prozent der aufgestellten Haltungen traten alle möglichen Krankheiten auf, nur nicht die Vogelgrippe. Jedes zehnte Tier hat die „Aufstallung“ nicht überlebt – totgepickt von Artgenossen, gestorben an Krankheiten oder geschlachtet aus Platzmangel.

Gelitten haben aber auch die Halter – durch höhere finanzielle, körperliche und seelische Belastungen. Im April 2006 kam die Meldung, zwei Geflügelzüchter aus Thüringen und Nordrhein-Westfalen hätten sich aus Verzweiflung das Leben genommen.

Apokalyptische Bilder vom Februar 2006: Die Bundeswehr desinfiziert Autos am Rügendam, Regierungen horteten Tonnen von Grippe-schutzmitteln.

Bilder: dpa



Abschwellender Schwanengesang



„Unsere Existenz stand plötzlich auf dem Spiel“, sagt auch Andreas Becker vom Hühner-Freilandhof Bad Waldsee: „Aus 7000 Freilandhennen wären plötzlich Stallhennen geworden, und wir hätten die Eier nicht mehr als Freiland Eier verkaufen können.“ Kurzerhand riskierte Becker die Konfrontation mit den Behörden und kündigte die Freilassung seiner Hühner an. Doch statt eines Strafbefehls flatterte ihm eine Ausnahme-genehmigung ins Haus.

„Heute sind 95 bis 97 Prozent des Freilandgeflügels wieder draußen“, schätzt Bruno Stubenrauch vom Zentralverband der europäischen Laufenthalter. Wie das? Gilt die Aufstallung nun gar nicht mehr? Im Prinzip schon, heißt es in der Geflügel-Aufstallungsverordnung vom 9. Mai 2006. Doch während das Aufstallungsgebot ganze sieben Zeilen umfasst, umfassen die Ausnahmemöglichkeiten 40 Zeilen. Danach „sollen“ Behörden vor Ort sogar Ausnahmege-

nehmigungen erteilen. Zum Beispiel, wenn das Geflügel nicht in „unmittelbarer Nähe“ von wild lebenden Watt- und Wasservögeln lebt. Ein dehnbarer Begriff, der einer der Gründe ist, warum die Aufstallung als bald nur noch auf dem Papier stand – ohne dass nun die Vogelgrippe in großem Maßstab ausgebrochen wäre. Im Gegenteil: Der einzige seit Mai 2006 in Deutschland gefundene H5N1-Vogel war ein Schwan im Dresdner Zoo. Monatlich werden bundesweit zurzeit etwa 1000 Vögel getestet, dabei gab es keinen einzigen weiteren H5N1-Fall. Nur in Südkorea wurde vor wenigen Wochen ein Fall von Vogelgrippe gemeldet.

Dennoch betrachten Experten die Gefahr als nicht gebannt: „Ob es wieder zu einem verstärkten Auftreten kommen wird, wissen wir noch nicht“, sagt Elke Reinking vom Friedrich-Loeffler-Institut für Tiergesundheit auf Riems. Dort werden zurzeit nicht

weniger als 150 Millionen Euro für neue Labor- und Stallbereiche verbaut. Im April 2006 erhielt das Institut weitere zehn Millionen Euro für die Erforschung der Vogelgrippe, womit es zu einem der Profiteure der bundesweiten Panik wurde.

Abermillionen flossen und fließen auch in den Ankauf von Tamiflu – dem Grippemittel des Pharmaherstellers Roche, der die Öffentlichkeit zuvor mit Szenarien von Millionen Toten aufgeschreckt hatte. Der Berliner Senat erhöhte seine Tamiflu-Vorräte für 7,7 Millionen Euro, Nordrhein-Westfalen blättere gar 67 Millionen Euro hin – für 6,35 Millionen Therapieeinheiten. Das entspricht 6,35 Millionen Packungen – übereinandergestapelt ein Turm von 114 Kilometer Höhe.

Wo lagert man so was? „Das ist geheim“, sagt der Pressesprecher des nordrhein-westfälischen Gesundheitsministeriums, Benedikt Wolbeck. Warum? Das weiß er nicht. Auch Regina Kneiding von der Gesundheitsverwaltung des Berliner Senats möchte nicht sagen, wo die Arzneivorräte gelagert werden. Nur so viel: Es handelt sich um „ein zentrales Lager des Arzneimittelherstellers“.

Das heißt erstens: Für Millionen Euro haben große Teile des Materials nicht einmal den Besitzer gewechselt. Zweitens: Die millionenschwere Ware wurde zum Teil auch nicht fertig hergestellt, sondern lagert dort quasi im Rohzustand, nämlich im Fass. Wie die Behörden das Medikament dann verabreichen, ist ihr Bier. Um das Tamiflu Patienten geben zu können, müssen sie das Pulver zu einer Lösung anrühren. Bei der „Fassware“ kann sich der Hersteller den Einsatz von Verpackungsmaschinen und Beipackzettel sparen. Dafür habe man den Preis des Medikaments etwa halbiert, versich-

ert Roche-Pressesprecher Hans-Ulrich Jelitto.

Doch Tamiflu, ein so genannter Neuraminidase-Hemmer, scheint ohnehin nur von begrenztem Nutzen. Das konnte man zumindest in der Medizinzeitschrift „Lancet“ nachlesen: „Wir konnten keinen glaubwürdigen Beweis für die Wirksamkeit von Neuraminidase-Hemmern bei Vogelgrippe finden“, wurden Wissenschaftler da zitiert. Und nicht nur die „Bild“-Zeitung behauptete, dass das Mittel sogar gefährlich ist: Tamiflu stehe „unter dem Verdacht, Halluzinationen zu verursachen“, zitiert „Bild“ „amerikanische Gesundheitsexperten“. Diese hätten „mehr als 100 Fälle von Tamiflu-Patienten untersucht, die nach der Einnahme abnormes Verhalten zeigten. Drei Menschen, die mit dem Grippemedikament behandelt worden waren, stürzten sich sogar in den Tod.“

Roche-Pressesprecher Hans-Ulrich Jelitto hängt die Angelegenheit tief: Die Europäische Union wolle diese Sache nicht weiterverfolgen, sagte er gegenüber *Sonntag Aktuell*. Man könne solche potenziellen Nebenwirkungen und die üblichen Symptome von hohem Fieber ja schlecht „auseinanderklammern“. Immerhin räumt er ein, dass diese potenziellen Probleme in den USA künftig in den Beipackzettel des Medikaments aufgenommen werden müssen.

Bevor nun eine Tamiflu-Panik ausbricht: Das mögliche Problem wird sich vielleicht von selbst erledigen. Nämlich dann, wenn nach fünf (Kapseln) beziehungsweise zehn Jahren (Fässer) das Haltbarkeitsdatum der gebunkerten Notvorräte abläuft. Dann sind die millionenschweren Reserven endgültig das, wofür sie mancher heute schon hält: Sondermüll. **Gerhard Wisniewski**

— DIE ANDERE MEINUNG —

Die Sendungen mit der Maus

Ich weiß jetzt, wie Winterreifen runderneuert werden. Wie man einen Kronkorken austanzt, weich biegt und auf eine Bierflasche presst. Und wie es in der Großküche eines Fünf-Sterne-Hotels zugeht, wenn eine 60-köpfige Festgesellschaft zum Gala-Dinner kommt.

Habe ich alles in den letzten Tagen im Fernsehen gesehen, und zwar nach dem reinen Zufallsprinzip. Egal, wann ich einschalte und welche Kanäle ich wähle, gerne auf den Nachrichtensendern ntv oder N 24, aber auch auf Pro Sieben und manchmal sogar auf RTL – es laufen jetzt immer Sendungen, in denen gezeigt wird, wie etwas hergestellt wird. Was früher der „Sendung mit der Maus“ vorbehalten war, schauen sich nun massenhaft Erwachsene zur besten Sendezeit an. Wieso, weshalb, warum, wer nicht fragt, bleibt dumm.

„Die Menschen sehen einfach gerne zu, wie andere arbeiten“, vermutet Sarah Wiener, eine der vielen Fernsehköchinnen, die man minutös dabei beobachten kann, wie sie ein Huhn unterm kalten Wasser ab-

wäscht, ausnimmt und zerteilt. Um anschließend nicht etwa das Schritt-für-Schritt-Menü am heimischen Herd nachzukochen. Sondern Formfleisch aus dem Supermarkt zu verarbeiten, wenn nicht gleich Hühnchen indonesisch von Langnese.

Denn das ist das Mystische am Boom der Koch- und Werkeldsendungen: Immer weniger von uns arbeiten im Schweiß ihres Angesichts in einer veritablen Fabrik. Immer weniger kochen selber ein Essen aus frischen Zutaten, der Boom der fertig gekochten Convenience-Produkte ist ungebrochen. Aber wir schalten gerne ein, wenn auf dem Bildschirm einer kocht oder arbeitet. Reicht uns echt schon das Zuschauen?

Vielleicht ist es ähnlich wie beim Sport: Wir haben diesen Sommer so viel Fußball geguckt wie kaum zuvor – aber bis wir selber laufen und schwitzen, dazu bedarf es mühseliger Kampagnen der Krankenkassen. Adidas ist eine der erfolgreichsten Marken des Jahres, aber die meisten der Klamotten mit den drei Streifen sehen nie eine stinkende Umkleidekabine von innen, sondern

werden im klimatisierten Großraumbüro oder Hörsaal getragen.

Einen ähnlichen Siegeszug trägt gerade die körperliche Arbeit davon. Gerne ziehen wir in alte Fabriklofts und Hafengebäude, und da muss unbedingt noch dieser alte Kran oder Flaschenzug stehen bleiben. Teure Opernaufführungen finden in alten Zechegebäuden statt, bei denen das Klo ruhig noch so schmutzig sein darf wie zu Bergmanns Zeiten. Wir hängen uns abgewetzte Fahrradkurier-Taschen schräg über die Schultern, ohne je selber Fahrrad zu fahren. Und die Kids tragen schwarze Zimmermanns-Kordhosen, ohne überhaupt zu wissen, was es mit der Walz auf sich hat. Je weniger körperlich anstrengende Arbeit wir selber wirklich verrichten, so scheint es, und je mehr die stinkenden, brodelnden und rauchenden Werkstätten aus den Innenstädten raus ins Gewerbegebiet verbannt werden – desto erotischer scheinen uns diese Relikte der echten Arbeit.

Zugegeben: Es gibt im Fernsehen wahrhaft dümmere Sendungen als „Galileo“ und



Je weniger körperliche Arbeit wir verrichten, desto mehr schauen wir anderen im Fernsehen dabei zu, meint Ursula Ott.

Co. Im Zweifelsfall ist mir die Sendung, bei der die Kamera den Zusammenbau eines Autos begleitet, immer noch lieber als die Show auf dem Nachbarsender, wo Autos just for fun zu Schrott gefahren werden. Aber wenn das so weiter geht, haben wir bald sechs Millionen Arbeitslose und viele

Familien sind in der dritten Generation ohne Job. Sollen wir die ganztägig damit unterhalten, anderen im Fernsehen bei der Arbeit zuzugucken? Rein ökonomisch mag es Gewinn bringend sein, sämtliche Fertigungsstraßen nach Kattowitz oder Singapur auszulagern. Und es wäre sogar ökologisch sinnvoller, behauptet der Buchautor Michael Miersch („Öko-Irrtümer“), man würde die deutschen Bauernhöfe komplett dichtmachen und das Erntegut einfliegen.

Kann schon sein. Aber ganz bestimmt geht uns etwas verloren dabei. Mein Großvater konnte mir noch erklären, wie er als Fuhrunternehmer morgens die Milchflaschen beim Bauern eingesammelt hat. Mein Vater konnte mir zeigen, wie man beim Auto ein Getriebe ausbaut. In meiner Generation reißt der Faden schon ab, meine Söhne haben zwei Kopfarbeiter als Eltern. Immerhin habe ich den Jungs neulich bei Daimler in Rastatt gezeigt, wie eine A-Klasse zusammengesraubt wird.

Aber wenn diese Art Arbeit aus Deutschland endgültig auswandert – was erzählen dann meine Kinder der nächsten Generation? Dass sie im Fernsehen gesehen haben, wie in China eine A-Klasse zusammengebaut wird?